

Sechs türkische Erzähler aus Zypern

Wolfgang-E. Scharlipp

Vorwort

Die türkische Literatur ist in Deutschland nie recht angekommen, obwohl es so viel mehr Schriftsteller gibt als Orhan Pamuk. Das konnte leider auch die umfangreiche „Türkische Bibliothek“ des eifrigen Union-Verlages nicht ändern.

Noch sehr viel schlechter ist es um die türkische Literatur Zyperns bestellt. Was kein Wunder ist, denn mit dem Wissen um diese Insel sieht es überhaupt sehr schlecht aus. Aber hier ist nicht der Platz, auf die Verhältnisse in Zypern, seine Bevölkerung und Geschichte einzugehen. Das sei einem anderen Beitrag vorbehalten. Hier sei in dieser Hinsicht nur soviel gesagt, wie aus meiner Erfahrung heraus notwendig ist, das elementarste Wissen als Voraussetzung für unser Thema zu schaffen.

Dazu gehören folgende – oft unbekannte – Informationen: Zypern ist keine der griechischen Inseln, sondern ein unabhängiger Staat, der geographisch zu Vorderasien zu rechnen ist. Seit der türkischen Invasion 1974, die, wider griechischer Behauptung, stattfand um die türkische Bevölkerung vor den griechischen Aggressionen zu schützen, ist sie in einen türkischen Teil (Norden) und griechischen Teil (Süden) geteilt. Entgegen dem Glauben vieler jugendlicher Griechen sind die Türken auf der Insel nicht erst seit der Invasion anwesend, sondern kamen in grosser Zahl auf Befehl des osmanischen Sultans um 1570 nach der Eroberung durch die Osmanen von den Venezianern. Allerdings gab es auch schon vorher türkische Siedler, die im Zuge der Ausdehnung des Seldschukischen Reiches nach Anatolien um 1000 n.Ch. nach Zypern übersetzten.

Das bedeutet, dass auf Zypern eine Jahrhunderte alte türkische Tradition verwurzelt ist. Das bedeutet wiederum, dass sich hier osmanische Traditionen länger gehalten haben als in der Türkei, also vor allem Dichtung und Epos. Noch lange nachdem endgültig durch Atatürk in der Türkei die Lateinschrift 1928 eingeführt und die Sprachreform zwecks Modernisierung, Westernisierung und Säkularisierung vorangetrieben wurde, war Zypern britische Kolonie (bis 1960) und zeigte kaum gelenkte Veränderungen.

Noch bis vor wenigen Jahren, so Ende des 20. Jahrhunderts bedeutete türkische Literatur auf Zypern hauptsächlich Dichtung (Nur um einige der bekannteren Namen zu nennen: Özker Yaşın 1932-2011, Osman Türkay 1927-2001, Taner Baybars 1936-2010, Neriman Cahit 1937, Mehmet Yaşın 1958). Türkische Prosaliteratur in Zypern ist bisher ein vernachlässigter Forschungsgegenstand. Die hier vorgelegten Übersetzungen sind ebenfalls kein wissenschaftlicher Beitrag, sondern sollen dem interessierten Leser lediglich einen Eindruck davon vermitteln, worüber diese Autoren schreiben. Auch ist die Liste der Autoren nicht vollständig.

Wenn ich im Titel die Bezeichnung „Erzählung“ (ich sage bewusst nicht Terminus) gewählt habe, ist der Grund, dass ich keinen Wert auf das Auseinanderhalten von Erzählung und Kurzgeschichte lege. Dass die Kriterien der Auseinanderhaltung dieser beiden

„Gattungen“ forciert und nicht allgemein akzeptiert sind, ist nicht nur meine persönliche Ansicht.

Auch Romane werden von türkisch-zypriotischen Schriftstellern geschrieben, können aber hier nicht berücksichtigt werden. Die Kurzprosa ist m.E. die beste Möglichkeit, sich vom Schreiben bestimmter Autoren einen Eindruck zu verschaffen.

Manch einer wird sich fragen, warum alle sechs von mir ausgewählten Autoren Männer sind. Erstens gibt es weit weniger schreibende Frauen; und die meisten ziehen immer noch die Lyrik vor (z.B. Neşe Yaşın, geb. 1969). Als Autorin der Kurzprosa ist ansonsten Aysan Özertaş Özcezarlı zu nennen, deren Erzählungen aber zu lang sind, um sie hier in einer Beispielliste vorzustellen. Ich hatte mit dem Gedanken gespielt, eine gekürzte Version einer ihrer Erzählungen aufzunehmen, fand es dann aber schwierig, mich dafür zu entscheiden, welche Passagen wegfallen sollten, ohne der Autorin Unrecht zu tun. Ich denke, das wird noch folgen.

Es ist anzumerken, dass ältere Autoren noch stark unter dem Eindruck der griechischen Aggressionen und der folgenden türkischen Invasion schreiben. Das ist auch der Fall in der Lyrik. Die jüngeren Schriftsteller haben eine gewisse Distanz zu den Vorgängen der 1950er bis 70er Jahre gefunden und widmen sich allgemein menschlichen Themen.

Ortsnamen haben meist einen griechischen und einen türkischen Namen. Neben den Dörfern, die gemischt besiedelt waren, gab es auch rein griechische und rein türkische Dörfer. Die älteren Autoren gebrauchen für rein griechische Ortschaften den griechischen Namen, den ich so stehen lasse. Schwieriger sind Fälle wie der Name der Hafenstadt Kyrenia, das einen geringeren Teil an türkischer Bevölkerung hatte, heute aber in der Republik Nordzypern liegt. Ein Grieche würde niemals den türkischen Namen einer Ortschaft gebrauchen. Ich gebrauche allerdings den türkischen Namen, wenn der Ort im heutigen türkischen Teil liegt und so vom Autoren gebraucht wurde. Für Orte, die im griechischen Süden liegen, benutze ich den griechischen Namen, auch wenn der Autor im Text den türkischen benutzt. Das ist z.B. der Fall mit Paphos, einer grösseren Stadt im Süden, deren türkischer Name Baf ist. In Paphos und Umgebung war der Anteil türkischer Bevölkerung recht gross. Ich weise in Anmerkungen – die ich ansonsten in literarischen Texten nicht mag – auf diese Unterschiede hin.

Oğuz M. Yorgancıoğlu

geb. 1942 in Lemba, Kreis Paphos; bei Ausbruch der bewaffneten Konflikte zog die Familie erst nach Famagusta, dann nach Nikosia; ausgebildeter Pädagoge; Lehrer am Gymnasium

Hört, was dieser Türke sagt

Als der Gesundheitsbeauftragte der Kreisstadt Ali Mehmet im August 1943 ins Büro der Kreisverwaltung kam, begegnete er einer Überraschung. Der englische Chef der Behörde rief ihn zu sich und teilte ihm mit, dass er vom kommenden Montag nicht mehr Dienst in der Kreisstadt, sondern in dem Dorf Lanya versehen müsse. Ali war auf diese Aufgabe überhaupt nicht vorbereitet. Hatte er doch gerade erst vor einem Monat geheiratet. Und der Direktor wusste das auch. Wieso betraute er ihn jetzt mit einer Aufgabe in diesem entfernten Dorf?

„Sir“, sagte er freundlich und vorsichtig, am Montag werde ich wie befohlen in Lanya sein, aber weil es mich doch überrascht, komme ich nicht umhin, Sie zu fragen: Warum schicken Sie mich in dieses Bergdorf, obwohl sie wissen, dass ich gerade erst geheiratet habe?“

„Erstens, das dort ist ein grosses Dorf. Zweitens, das ist ein griechisches Dorf und Sie sind Türke. Auf Sie werden sie eher hören ¹. Drittens, Sie sind einer meiner Beamten, denen ich am meisten vertraue. Die nächsten drei Jahre erfolgreiche Arbeit wird Sie in den Rang eines Inspektors aufsteigen lassen.“ Nach dieser Erklärung wollte Ali nicht mehr widersprechen. „Danke schön, Chef“, sagte er nur und ging davon. Am selben Tage noch, gleich nach dem Essen, ging er zum Platz, auf dem die Wagen der Verwaltung geparkt waren. Er fand einen Wagen und einen Chauffeur, mit dem er ins Gespräch kam. Er fragte ihn, ob er in Lanya ein Haus zu mieten finden könne und bat ihn, ihm dabei zu helfen. Der antwortete, er fahre um vier Uhr in das Dorf und nähme ihn mit und wolle ihm auch beim Suchen eines Hauses helfen. Ali bedankte sich und war pünktlich am Treffpunkt. Noch am gleichen Abend betrat er das Gesundheitsbüro in Lanya. Am nächsten Tag mietete er ein Haus und noch bevor die neue Aufgabe begann, zog er mit seiner Frau nach Lanya.

Zu jener Zeit war Lanya ein grosses und reiches Dorf. Dort lebte der grösste Kaufmann Zyperns, Lanitis, welcher Name „der aus Lanya“ bedeutet. Innerhalb eines Monats wurde er zwar als Verwaltungsbeamter akzeptiert, aber dass ihm von den Griechen grosse Sympathie entgegengebracht wurde, kann man nicht behaupten. Allerdings bereitete ihm auch niemand Schwierigkeiten. Es ging alles seinen vorgesehenen Gang.

Eines Tages aber kam ein Brief mit der Post. Der Direktor rief ihn zu einem Treffen in die Kreisstadt. Der englische Chef stellte ihm Fragen und gewann einen guten Eindruck. „Sie mögen dich. Nach deinen Worten haben sich soziale Kontakte ergeben“, sagte er. „Jetzt können wir zur zweiten Stufe übergehen“, sagte er. „Nach einem neuen Gesetz, das von der Regierung gekommen ist, soll jeder, um seine Bedürfnisse zu verrichten, jetzt nicht mehr einfach dorthin gehen, wo die Tiere untergebracht sind, sondern es soll in jedem Haus eine Toilette geben. Die Toilette soll sich in einer Ecke des Hofes befinden, mindestens einen Klafter tief sein und mit einer Mauer und Dach versehen, also wie ein kleiner Raum sein. Das ist eine schwierige Aufgabe, aber sie soll innerhalb von zwei Jahren abgeschlossen sein. Ich vertraue da besonders auf dich, dass du das schaffst.“ „Ich bedanke mich für Ihr Vertrauen“, sagte Ali, „ich werde mein Möglichstes tun“. Mit diesen Worten verabschiedete er sich.

¹Dieses Argument ist wohl nur auf dem Hintergrund verständlich, dass die britische Kolonialverwaltung eine bessere Beziehung zu den Türken hatte als zu den Griechen. Das gab den beauftragten Türken mehr Autorität.

Als er an seinen Arbeitsplatz zurückgekehrt war, dachte er über das nach, was der Inspektor gesagt hatte. „Sie mögen dich“, hatte er gesagt. Das bedeutete, man liess ihn beobachten. Vielleicht durch die Dorfältesten, den Muhtar und seine Angestellten. Ein anderes Thema waren die neuen Vorschriften. Und dann das Vertrauen, das sein Chef in ihn setzte. Was konnte er da eigentlich unternehmen? Dies war ein grosses griechisches Dorf. Es gab nur wenige Türken, die Beamte waren. Sie arbeiteten zwar im Namen der Regierung, aber was bedeutete das schon?

Die Ereignisse sollten ihm zeigen, wie er sich zu verhalten hatte, um seine Aufgabe zu erfüllen. Es war nicht notwendig, sich darüber zu sehr den Kopf zu zerbrechen. Das Grundstück des Hauses, in dem er wohnte, war von Mauern umgeben, die keinen Einblick erlaubten. Auch hier gab es keine Toilette. Er sollte mit dem neuen Gesetz bei sich selbst anfangen. Aber wenn er jetzt zum Besitzer ginge, und ihm den Vorschlag machte, wie würde die Reaktion sein? Vielleicht wäre es das beste, wenn er auf eigene Kosten eine Grube ausheben liess und den Besitzer davon überzeugte, den oberen Teil der Toilette zu übernehmen. Es gab einen Brunnenbauer im Dorf. Den liess er in einer Ecke des Hofes eine Kuhle von einem Klafter Tiefe ausheben und stabilisieren. Nach seinen Angaben liess er den Mann einen Deckel anfertigen, der tragfähig war und in der Mitte ein Loch hatte. Dann liess er den Besitzer kommen und zeigte ihm die Einrichtung und erzählte ihm von dem neuen Gesetz. Er sagte ihm, dass er für das Ausheben der Grube selbst aufkomme und schlug ihm vor, dafür den Überbau zu bezahlen. So eine Toilette würde mindestens zwanzig Jahre halten und sie bliebe ja auch erhalten, wenn ein Mieter auszöge.

Der Vermieter hatte ein gewisses Verständnis, aber an den Kosten beteiligen wollte er sich nicht. Also liess Ali auch Wände und Dach machen. Der Meister war Bauarbeiter und baute ein wirklich schönes Dach mit einer Kuppel darauf. Von draussen konnte man die Kuppel sehen. Und sie erregte viel Aufmerksamkeit unter den Dörflern, die sich wunderten, was das wohl sei. Sie fragten den Brunnenbauer und den Baumeister. Über die Antwort konnten sie nur den Kopf schütteln.

„Dieser verrückte Türke“, sagten sie. „Will der neue Moden in unserem alten Dorf einführen!“

Alis nächster Nachbar war Christodoulos, ein strenger Christ und heimlicher Türkenfresser. Wenn er einen Druck verspürte, ging er nicht in eine Ecke seines Grundstücks, sondern geradewegs an die nächste Eiche in der Nähe und erledigte sein Geschäft dort zwischen den Wurzeln. Wenn der Gürtel geöffnet war, war es immer noch ein Problem, die Pumphose² runterzulassen, ohne dass dessen Beutel zwischen den Beinen schmutzig wurde. Und wenn er fertig war, war es wieder ein Problem, die Hose sauber hochzuziehen und den Gürtel zu binden. Wenn es im Winter plötzlich anfang zu regnen, rannte er los, wobei er die Hose nur mit beiden Händen festhielt und sah zu, dass er ins Haus kam. In so einem Falle war es eine ganz schön dreckige Angelegenheit. Ali Bey hatte das ein paar mal gesehen.

Eines nachmittags ging er ins Kaffeehaus. Etwa zwanzig alte Griechen sassen dort herum. Unter ihnen war auch Christodoulos. Ali grüsste und bestellte einen Kaffee. Nachdem er den Kaffee getrunken hatte, wandte er sich an die Anwesenden. „Liebe Dorfbewohner“, begann er. „Die Verwaltung hat neue Beschlüssen erlassen. Soweit ich weiss, sind sie auch in der

²Die typische Hose Südosteuropas, Anatoliens und Zyperns mit weit herunterhängendem Hosenboden

hiesigen griechischen Zeitung „Phileleftheros“ veröffentlicht worden. Aus hygienischen Gründen ist diesen Gesetzen in ganz Zypern nachzukommen. Das erste ist, dass das Vieh nur ausserhalb der Dörfer frei laufen darf. Zweitens muss jedes Haus mit einer Toilette versehen werden. Das ist keine grosse Sache und ausserdem sehr nützlich. Es bleibt den Bewohnern drei Monate Zeit, um das zu erledigen“.

„Und wenn wir das nicht innerhalb von drei Monaten erledigen? Was passiert dann?“ fragte ein alter Dorfbewohner.

„Dem Gesetz nach wird er dann vor Gericht gestellt. Ich bin allerdings davon überzeugt, dass es soweit nicht kommen wird. Eine Woche reicht, um eine Toilette zu bauen. In dem Haus, das ich gemietet habe, habe ich eine bauen lassen. Wer will, kann kommen und sie sich ansehen.“ Das Gespräch zog sich noch lange dahin. Die Alten sagten nichts weiter, aber hatten nicht die Absicht, sich auf die Sache einzulassen. Christodoulos gehörte zu ihnen. „He Türke“, rief er, „wenn wir das nicht machen, was dann? Willst du uns wirklich vor Gericht bringen?“

„Herr Christodoulos, Sie scheinen ein gescheiter Mann zu sein. Sie können das Richtige vom Falschen unterscheiden. Ich habe das Gesetz nicht gemacht. Das war die Verwaltung. Ausserdem ist es auch keine schlechte Sache. Vom Standpunkt der Gesundheit sehr nützlich. Und auch für Ihre Hosen...“

„Was soll das denn heissen?“ Christodoulos wurde laut. Ali Bey lachte, und nachdem sich die Anwesenden etwas beruhigt hatten, fügte er hinzu: „Wohin gehen Sie, Herr Christodoulos, wenn Sie ihr Geschäft zu verrichten haben? An die Wurzel der Eiche, nicht wahr? Noch ehe Sie da wieder weg sind, setzen sich da nicht schon die Fliegen auf den Dreck? Sind die Fliegen dann nicht schnell in Ihrer Küche, die keine fünfzig Meter weit weg ist? ...Das kann Sie krank machen. Wenn dagegen eine Grube gegraben und eine richtige Toilette gebaut wird...dann gibt es dieses Problem nicht mehr. Und dann gibt es noch folgende Sache. Sie haben sich gerade hingehockt und plötzlich fängt es an zu regnen. Dann müssen sie schnellstens die Hose aufraffen und loslaufen“.

Christodoulos wurde klar, dass Ali ihn gesehen hatte, sagte aber nichts dazu. Ali Bey schrieb den Erlass auf einen Bogen Papier und hängte den an die Wand des Kaffeehauses. Die ihn sahen, lasen ihn und schmunzelten. Ali Bey ging die Sache gelassen an. Nachdem er die Mehrheit davon überzeugt hatte, die Angelegenheit wenigstens zur Kenntnis zu nehmen, fand er, dass es an der Zeit sei, eine zweite Ankündigung aufzuhängen. Der allgemeine Aufruf war nun vorbei, jetzt kam die gesetzliche Aufforderung. Innerhalb von neunzig Tagen vom 1. Juli ab war im Dorf Lanya in jedem Hof eine Grube für die Toilette zu graben und darüber ein Häuschen zu errichten, sodass niemand Einsicht darin nehmen konnte. Wer ein Beispiel sehen wollte, könne sich das bei ihm zuhause ansehen..

Ein Teil der Dorfbewohner, besonders die, die schon einmal in Nikosia gewesen waren, wussten, was eine Toilette ist. Ein grosser Teil von denen hatte diese Aufgabe bis Ende August in Angriff genommen. Ali Bey ging von Haus zu Haus, um zu sehen, wer der Vorschrift nicht nachkam. Unter denen, die noch nichts unternommen hatten, war Christodoulos. Der war verärgert über diese Mahnung. Da kam ein Türke in dieses reiche

Dorf und wollte die Griechen zwingen, Dinge zu tun. Das durfte doch nicht wahr sein! Im Kaffeehaus machte er das zum Thema und versuchte Ali Bey niederzumachen.

Ali Bey antwortete: „Ich mach´ das doch nicht zum Spass, das ist doch Gesetz. Aber wenn Sie mir versprechen, innerhalb von zehn Tagen die Arbeit zu erledigen, streiche ich Ihren Namen von der Verwarnungsliste.“

Die anderen waren darüber empört. „Warum soll Christodoulos eine Sonderbehandlung kriegen?“

„Wenn Sie mir ebenfalls Ihr Wort geben, gilt die Abmachung auch für Sie“. Christodoulos gab sein Wort. Zwar nicht innerhalb von zehn, aber von fünfzehn Tagen hatte er die Grube ausheben und das Dach fertigstellen lassen. Allerdings hatte er keine Tür eingesetzt, sondern stattdessen einen Sack aufgehängt. „Dann kommt immer frische Luft rein“, meinte er. Zwei Tage nachdem die Arbeit beendet war und Christodoulos zur Toilette ging, begann es plötzlich wie aus Kübeln zu giesen. Wie er es gewohnt war, erschrak Christodoulos, ergriff seine Hose und wollte es gerade wagen loszurennen, als ihm klar wurde, dass das ja gar nicht notwendig war. In Ruhe setzte er sein Geschäft fort und war damit sehr zufrieden. Sobald der Regen nachliess, stand er auf und ging zurück ins Haus.

Seine Frau spottete ein wenig: „Alter“, sagte sie, „heute hast Du Deine Hosen nicht gehalten und bist gerannt. Hast du deine Ruhe genossen?“

„Frau“, sagte er, „dieser Türke hat ganz recht gehabt. Egal, ob es draussen regnet oder schneit, es gibt keinen Grund zur Eile. Ich habe das Vergnügen dabei heute verstanden.“

Eine Woche später waren die Namen auf der Liste gestrichen. Aber es gab noch immer ein paar, die sich widersetzten. Mit süßen Worten versuchte Ali Bey ihren Widerstand zu brechen. Christodoulos sass in einer Ecke und schlürfte seinen Kaffee. Als er den lauthals gebrüllten Protest einiger junger Griechen hörte, rief er ihnen zu: „He Kinder, hört auf diesen Türken...geht und grabt ein Loch und baut ein schönes Dach darüber. Ihr werdet die reinste Freude daran haben...ob es regnet oder schneit...“

Weil alle wussten, dass Christodoulos so sehr gegen diese Sache gewesen war, schlugen seine Worte wie eine Bombe bei ihnen ein. In diesem Jahr gab es bis zum letzten Tag des Dezembers in Lanya nicht ein einziges Haus mehr, das keine Toilette hatte. Die Sache mit den Viehplätzen brauchte noch ein Jahr länger, aber auch das war dann erledigt. Als im Juni des nächsten Jahres der Gesundheitsinspektor der englischen Verwaltung kam, sah er, dass alle Arbeit verrichtet war. Die Griechen, die sich im Kaffeehaus versammelt hatten, fragte er: „Seid ihr mit eurem Leben zufrieden? Und seid ihr mit eurem Gesundheitsbeauftragten zufrieden?“

„Wenn wir mit ihm nicht zufrieden sind, was für eine Strafe wird er dann kriegen?“ fragte Christodoulos.

„Dann werde ich ihn weitere drei Jahre in diesem Dorf lassen“. „Das ist überhaupt nicht notwendig“, antwortete Christodoulos, „dieser Türke hat es geschafft, dass innerhalb von

zwei Jahren alle Häuser mit einer Toilette versehen sind, alle Viehplätze sind ausserhalb des Dorfes. Die Strassen sind sauber wie geleck't“.

Der Inspektor wandte sich an Ali Bey: „Ich habe es doch gesagt. Du hast diese Aufgabe rechtzeitig und bestens erledigt. Ich gratuliere. Vom nächsten Jahr an wirst du in Piskobu als Inspektor weitermachen.“

Obige Erzählung ist nicht übertrieben. Ältere Zyprioten können sich noch gut daran erinnern, wie sie auf das Feld hinterm Haus gingen, um ihr Geschäft zu verrichten.

Kann ich meine Frau ein paar Tage bei euch lassen?

Im Deutschen werden sowohl die Griechen Griechenlands als auch diejenigen Zyperns „Griechen“ genannt. Im Türkischen wurde immer ein Unterschied gemacht zwischen den Griechen in Griechenland, die als „Yunanlı“ bezeichnet wurden und werden und den Griechen Anatoliens und Zyperns, für die die Bezeichnung „Rumlu“ (Römer, mit dem Hintergrund, dass sie als Nachfolger des Oströmischen Reiches gesehen wurden) gebraucht wurde und noch wird. In der folgenden Erzählung habe ich die Bezeichnung Griechen allgemein benutzt, nur am Anfang einmal Zyperngriechen für „Rumlu“ geschrieben. Es ist notwendig, einen Unterschied zu machen, da auch Griechen aus Griechenland an den Auseinandersetzungen beteiligt waren, meist offizielle Soldaten. Der türk. Ortsname „Omorfo“ entspricht gr. „Morphou“, was im heutigen Nordzypern liegt.

Am 16. August 1974 ging es den Türken von Paphos sehr schlecht. Es war der dritte Tag der zweiten Invasion der türkischen Armee. Und drei Tage lang war es ihnen unmöglich, das Haus zu verlassen.

Als die Landung der türkischen Truppen begann, benahmen sich die Zyperngriechen wie wilde Tiere. Die Türken hatten gerade nach der ersten Landung der türkischen Armee ihre Waffen den Soldaten der Vereinten Nationen ausgeliefert. Aber diese hatten die Waffen den Griechen übergeben. Die Griechen wussten, dass die Türken unbewaffnet waren. Deshalb griffen sie das türkische Viertel von allen Seiten an. Sie feuerten und feuerten und zwangen die Türken, sich auf dem Atatürk Platz zu versammeln. Denjenigen, die zu langsam liefen, schossen sie auf die Beine um sie anzutreiben. Unter den Türken gab es bestimmte Namen. Um Angst zu verbreiten, drohten die Griechen, diese vor aller Augen zu erschiessen. Unter denen, die vorhatten, die Türken abzuschlachten, waren nicht nur Soldaten, sondern auch Zivilisten, die von der griechischen Miliz Waffen ausgehändigt bekommen hatten.

Christakis war bei einer türkischen Familie aufgewachsen. Seine Jugend hatte er als Hilfskraft auf dem Bauernhof verbracht. Wie alle Hilfskräfte verrichtete er Arbeit, die schwer war, aber niemals war er erniedrigt worden. Ganz im Gegenteil. Als er heiraten wollte, rief Hüsnü Efendi, für den er arbeitete, zu sich und gab ihm fünfundzwanzig Goldstücke.

Aber als er später seinen Kindern von seiner Jugend erzählte, erzählte er zwar von all der schweren Arbeit, die er zu verrichten hatte, vergass aber die fünfundzwanzig Goldstücke zu erwähnen, die er erhalten hatte. Seine Söhne und Töchter wuchsen mit einem tiefen Hass gegen die Türken auf. Der jüngste war jetzt 23 und war Soldat geworden. Die beiden anderen Söhne waren jetzt zur Reserve eingezogen worden. Die türkische Armee war inzwischen in Girne an Land gegangen und hatte ein Stück Land erobert, aber die Griechen hatten eine grosse Anstrengung unternommen um sie da wieder rauszuwerfen. Am Morgen des Freitags, den 14. August hatten sie alle ihre Landkräfte in einem Sturm gegen das türkische Heer geschickt.

Zu dieser Zeit hatten sich alle Türken von Paphos auf dem Sportplatz zu versammeln. Da nicht alle hineinpassten, trennte man Frauen und Kinder von den Männern. Alle männlichen Türken über fünfzehn Jahre wurden in einen Drahtzaun gesperrt. Die ganze Aktion dauerte drei Stunden. Die Söhne Christakis beteiligten sich mit Stolz an dieser Aufgabe. Dann sprangen die drei Brüder in einen Landrover und fuhren zum Hause von Hüsni Efendi. Hüsni Haus lag an der Hauptstrasse, umgeben von vielen Bäumen. Angekommen brüllten sie laut vor der Haustür.

„Kiriye³ Hüsni...kiriye Hüsni...komm raus...aber schnell!“ Hüsni Frau war 75 Jahre alt. Als sie die Rufe nach ihrem Mann hörte, ging sie raus.

„Bitte sehr“, sagte sie, „was ist denn los?“

„Der Teufel ist los, los, raus mit dir...wo ist Hüsni, wo ist der Hund?“

„Behmt euch mal,“, sagte Frau Radiye, „Hüsni Bey ist ein Herr von 80 Jahren, sogar die Engländer haben Achtung vor ihm. Was schlägst du also für einen Ton an?“

„So ist das einmal gewesen“, sagte Fredo, „früher war das mal so, aber jetzt ist es nicht mehr die Zeit des kleinen Mehmet und der Engländer, jetzt ist Gesetz, was wir sagen!“

„Geh an deine Arbeit...es ist bald Mittag“, wollte Radiye Hanım sagen.

Der Sohn des Griechen gab zwei Schüsse über den Kopf von Radiye ab. Im Haus bekam der kranke Hüsni alles mit, was draussen passierte. Er stand auf und ging raus. Er hatte gedacht, sie hätten seine geliebte Frau erschossen. „Radiye...Radiye, wo bist du?“ rief er. Als er seine Frau dort stehen sah, holte er tief Luft. Um sie zu beschützen ging er und stellte sich vor sie hin.

„Geh nicht gegen sie an“, sagte er. „Behalt deine Nerven. Diese schlimmen Tage werden auch vergehen. Dann wandte er sich an einen der Uniformierten vor ihm und rief: „Hüsni, das bin ich! Was willst du?“

„Ich will Rache für meinen Vater nehmen“, sagte der, „zwanzig Jahre habt ihr ihn als Sklaven für euch arbeiten lassen. Jetzt ist die Macht bei uns, jetzt geschieht, was wir sagen. Los, geht vor uns her!“

„Wohin denn?“

„Auf den Friedhof!“

„Entschuldige, wenn ich frage, aber wessen Sohn bist du?“

„Von Christaki.“

³ Griech. kiriye bedeutet „Herr...“

„Wo wohnt dieser Christaki?“

„In Musalla.“

„Das heisst, dein Vater war Tagelöhner bei uns. Ich habe ihn aufgezogen und nicht ausgenutzt. Er war zehn, als sein Vater starb. Da habe ich ihn zu mir genommen und aufgezogen. Und vor der Hochzeit habe ich ihm 25 Goldstücke gegeben, damit er heiraten konnte.“

„Lüge...alles Lüge!“ schrie der junge Mann. „Das lügst du jetzt zusammen, damit wir dich nicht erschiessen.“

„Es ist leicht zu beweisen, mein Sohn, „leicht zu beweisen; ich habe ein Funkgerät. Lass uns deinen Vater anrufen und ihn fragen, ob der Onkel Hüsnü lügt.“

„Du bist nicht mein Onkel. Los, vor mir her!“

„Mein Sohn, erlaube uns wenigstens, dass wir unsere Kleidung wechseln.“

„Ich verstehe dich nicht,“ sagte der und gab einen Schuss in die Luft ab. Er stiess die beiden alten Leute in der Hitze des August vor sich her. Der Asphalt war von der Hitze aufgeweicht. Die Pantoffeln klebten am Asphalt fest und rutschten schliesslich von ihren Füessen. Der Soldat amüsierte sich darüber.

„Du kannst in den Pantoffeln nicht gehen“, sagte er, „ist doch besser, wenn du sie ausziehst. Dann läuft es sich leichter“. Als Hüsnü Efendi widersprechen wollte, gab der andere wieder einen Schuss in die Luft ab. Er liess die beiden Alten barfuss bis zum Sportplatz gehen. Als sie an den Eingang kamen, legte der Offizier aus Griechenland die Stirn in Falten. Als er sah, wie die Füesse der beiden alten Leute voller Teer klebten, gab er dem Soldaten eine schallende Ohrfeige. „Was glaubst Du, was du da tust?“ rief er, liess einen Eimer Wasser bringen und die Alten die Füesse da hineinstellen.

In dem Moment wurden die Motoren von Flugzeugen hörbar. Eine Formation von fünf Jagdmaschinen flog in vielleicht nur fünfzig Meter Höhe mit ohrenbetäubenden Lärm über sie hinweg. Während ein grosser Teil der zypriotisch-griechischen Soldaten davonrannte, mischte sich ein anderer Teil unter die Türken.

„Wenn wir sterben, dann sterben wir zusammen,“ sagten sie. Die Flugzeuge wendeten und entfernten sich wieder. Sobald sie nicht mehr zu sehen waren, kamen die Griechen, die davongelafen waren, wieder zurück.

„Euch kann sowieso niemand retten“, fingen sie angeberisch an zu reden. Gleich darauf hörte man die Motorgeräusche von Bulldozern. Fünfzig Meter vom Platz entfernt begannen sie, auf einem Feld, einen Graben auszuheben.

„Ihr seht ja; es gibt keine Rettung mehr für euch. In wenigstens zwei Stunden ist alles erledigt“. Die anwesenden Türken gaben die Hoffnung auf. Es kam jetzt kein Flugzeug mehr und diese herzlosen Menschen waren so voller Hass, dass es ihnen nichts ausmachte, ihren Plan offen zu legen.

„Jetzt“, sagte einer werdet ihr euch dem Beruf nach in Gruppen aufstellen. Wir werden jede Berufsgruppe einzeln holen und zum erschiessen aufstellen. Dann werden die Bulldozer euch begraben. Und heute Abend werden die Frauen zuhause ohne ihre Männer sein...traurig...sehr traurig“.

Zwei hochrangige UN Soldaten stritten sich derweil mit dem Kommandanten aus Griechenland. Man konnte nicht verstehen, was sie sprachen. Aber sie zeigten auf die Bulldozer und schienen zu wollen, dass diese abzogen. Aber niemand hörte auf sie. Dann schossen plötzlich drei griechische Soldaten in die Luft. Alle standen still wie erstarrt. Einer stieg auf einen Kasten und brüllte: „Die Kämpfer auf die ganz rechte Seite des Platzes, daneben die Polizisten, neben die die Beamten, daneben die Lehrer, und dann ganz links die Alten...aber schneeeeell!“

Auf dem Platz gab es jetzt ein Durcheinander. Da gab es die, die ihren richtigen Platz nicht fanden, diejenigen, die nicht verstanden hatten, diejenigen, die vor Angst weinten. Der Soldat gab weitere zwei Schüsse in die Luft ab. Das war die leichteste Sache, die er pausenlos machen konnte, in die Luft schießen. Nach fünfzehn Minuten standen die Reihen fertig. Zwei Soldaten brachten einen Kasten leichte Maschinengewehre und einen Kasten Munition. Sie gingen vor die Reihe der Kämpfer und bezogen Stellung. Einer, der Offizier zu sein schien, betrat den Platz und ging auf diejenigen zu, die Stellung bezogen hatten. Die Türken auf dem Platz hielten den Atem an. Der letzte Moment war gekommen. Sie würden tun, was sie angekündigt hatten. Die beiden Offiziere der UN hatten aufgehört zu streiten und sprachen eifrig in ihre Funkgeräte. Die Griechen schauten zu ihnen hinüber und lachten. Einer hängte sich das Gewehr über die Schulter und piffte zu den UN Soldaten hinüber um sich über sie lustig zu machen.

Der griechische Offizier ging an den Rand des Platzes. Es war ersichtlich, dass ihm nicht gefiel, wie sich die Soldaten aufgestellt hatten und begann sie zu korrigieren. In dem Moment geschah plötzlich etwas. Von einem Flugzeug, das plötzlich am Himmel auftauchte, kam ein Feuerstoss und traf einen der Bulldozer, die den Graben aushoben. Die explodierenden Teile flogen bis zum Platz. Während der Offizier wie erstarrt dort stand, stürzten die anderen davon. Der Kommandant begann herumzubrüllen, aber fünf weitere Flugzeuge begannen nun zu feuern. Überall loderten Feuer auf, die Flammen schlugen hoch. Die paar Soldaten, die noch zurückgeblieben waren, riefen den Türken zu: „Ihr seid frei, geht alle nach Hause!“ Innerhalb einer Stunde war der Platz menschenleer. Alle hatten ihre Frauen und Kinder gefunden und umarmten sich weinend, da sie im letzten Moment dem Tod entkommen waren.

Am nächsten Tag sah man nur Polizei- und Militärfahrzeuge auf der Strasse. Die Türken, deren Häuser am Atatürkplatz lagen, sahen, wie viele griechische bewaffnete Soldaten in zivile Busse einstiegen. Aber sie hatten keine Ahnung, wohin sie fahren würden.

Unter den Kommunikationsmitteln, die sie vor den Plünderungen hatten retten können, waren auch einige Taschenradios. Denn am Tag, als die Türken sich auf dem Sportplatz versammeln mussten, hatte man alle Häuser durchsucht und mitgenommen, was gefiel. Nicht nur Schmuck und Geld waren geplündert worden, auch schöne Tabakgefäße, verzierte Spiegel, Teppiche und Wandteppiche, die antik waren, waren mitgenommen worden. Da war nichts zu machen. Wer sollte sich bei wem beschweren? Nur eine Hoffnung gab es: dass die Türkei die Invasion über die ganze Insel ausdehnen und auch sie in Paphos retten werde. Salihs Schwiegersohn hatte das kleine Radio in seiner Hand so weit aufgedreht, dass er verstehen konnte, was vor sich ging. Dem Radio zufolge hatte das türkische Heer auf einer Seite Omorfo, auf der anderen Kythrea erreicht. Vielerorts kämpfte man Auge in Auge. Nachdem Kythrea gefallen war, begann das griechische Heer sich

aufzulösen. Im Westen war der einzige Durchgang bei dem Dorf Panagra. Es war ein idealer Ort für einen Hinterhalt. Denn er lag in einem Kessel umgeben von zwei hohen Bergzügen. Von Paphos wurden vierzehn Busse mit Soldaten geschickt, um diese Schlucht einzunehmen. Darunter waren auch die drei Söhne von Christaki. Sie würden türkisches Blut trinken und Rache nehmen für die Quälerei, die ihrem Vater angetan worden war.

Die türkischen Flugzeuge, die weiterhin in der Luft waren, hatten die Busse entdeckt, aber die Piloten dachten nicht, dass sich Soldaten in den zivilen Fahrzeugen befanden. Als sie Morphou passiert hatten und sich Girne näherten, änderte sich die Sache. Die Piloten hatten den Kommandanten informiert.

„Da ist ein Konvoi mit vierzehn Bussen, der sich Girne nähert. Sie haben Mirtu passiert. Ende.“ Der Kommandant sah sich auf der Karte an, was er gehört hatte. Der Pilot hatte recht. Wenn es Busse mit zivilen Leuten wären, würden sie in die entgegengesetzte Richtung fliehen. Also würde es sich um Soldaten handeln.

„Seht euch das mal aus der Ferne an, geht etwas tiefer und seht genau hin; wenn ihr Uniformen oder Waffen seht, sagt Bescheid. Ende.“ Sobald die Flugzeuge niedriger kamen, begannen die Draufgänger in den Bussen mit Maschinengewehren auf sie zu schießen.

„Wir brauchen nicht weiter nachzusehen, Kommandant. Aus den Bussen wird auf die Flugzeuge geschossen. Ende.“ „Tut was notwendig ist, Ende“, antwortete der Kommandant. Die Flugzeuge stiegen wieder höher. Sie verschafften sich einen Überblick. Der erste Bus war noch 500 Meter von der Schlucht entfernt. Das Flugzeug drehte eine Runde und wartete, bis der Bus in der Schlucht war, dann sprengte es ihn in die Luft. Es kehrte um und nahm den Konvoi aus der anderen Richtung unter Feuer. Wer überlebte, sprang unter die nächsten Eichen, Felsen, Büsche. Trotzdem starben viele von ihnen unter dem Feuer der anderen Flugzeuge. Das türkische Radio verbreitete sofort die Information: Die Strasse zwischen Girne und Mirtu war jetzt frei. Das griechische Radio wies diese Behauptung lebhaft zurück, aber die paar Griechen, die Türkisch verstanden und wussten, wo diese Orte sich befanden, wussten, dass das türkische Heer sich Morphou näherte und dass damit alles verloren war.

Unter denen war auch Christaki. Was er im Radio hörte, brachte ihn völlig durcheinander. Dem griechischen Radio zufolge folterten die Türken Frauen und Kinder, schnitten den Frauen die Brüste ab, vergewaltigten die Mädchen. Er konnte das einfach nicht glauben. Er war bei einer türkischen Familie aufgewachsen und ein solches Verhalten war für ihn unvorstellbar.

Den Türken, die er kannte, konnte man vertrauen. Vielleicht war es am besten, seine Frau und Töchter einer türkischen Familie, die er kannte, einige Tage anzuvertrauen. Er ging los und suchte Hüsnü Efendi. Er fand ihn im Türkenviertel beim Krankenhaus.

„Guten Tag,“ sagte Hüsnü, „wie geht's? Brauchst du irgendwas? Sehr schlimme Tage sind das, aber sie werden auch wieder vergehen. Wir haben so viele Jahre zusammen gelebt, wir waren Freunde. Es ist schlimm, was diese Verrückten machen.“

„Danke der Nachfrage,“ sagte Christaki, „danke, mir geht es gut. Den Kindern geht es auch gut. Wir brauchen noch nichts.“

„Was machst du im türkischen Viertel? Bringst du deinem Sohn Essen?“

„Ist mein Sohn hier?“

„Natürlich ist er hier“, antwortete Hüsnü. „Gestern hatte er ja eine Aufgabe auf dem Sportplatz.“ Am liebsten hätte er gesagt, was er darüber dachte, aber er hielt den Mund. „Sie haben uns gehen lassen, aber ich glaube, er steht da immer noch Wache.“

„Sicherlich“, antwortete Christaki, „schliesslich hat er seine Pflicht zu erfüllen. Also...lass uns irgendwo sitzen. Ich möchte etwas mit dir besprechen.“

„Natürlich“, antwortete Hüsnü, „mein Haus ist zwei Strassen weiter. Wenn du willst, können wir dahin gehen. Meine Tochter wird uns einen Kaffee machen.“

Dort angekommen, sagte Christaki: „Es hat keinen Sinn, lange drumrum zu reden. Eure Leute werden in zwei Tagen hier sein. Im Radio sagen sie, dass sie die Gefangenen...misshandeln. Besonders die Frauen. Wir sind doch zwei alte Freunde. Du kennst meine Frau und die Töchter. Könnten die – bis dieser Feuersturm vorüber ist – ein paar Tage deine Gäste sein?“

Hüsnü wunderte sich. Er gab keine Antwort.

„Mach dir keine Sorge. Ich werde jeden Tag Essen bringen“, sagte Christaki.

„Das ist kein Problem“, antwortete Hüsnü, „sie können mit meinen Töchtern hier bleiben und meinen Sohn schicke ich zu dir.“

Christaki erhob sich und umarmte Hüsnü. Er hatte Tränen in den Augen.

„Was ist los, Papa? Fragte Hüsñüs Tochter. „Warum hst du den Griechen hergebracht? Was will er? Hast du schon vergessen, was sie gestern auf dem Sportplatz mit uns gemacht haben?“

„Er ist von selbst gekommen, Mädchen. Er möchte, dass seine Frau und Töchter ein paar Tage bei uns zu Gast sind. Sie haben Angst vor den türkischen Soldaten.“

„Aber gestern auf dem Platz wollten sie uns abschlachten. Wenn die Flugzeuge nicht rechtzeitig gekommen wären, hätten sie keine Türken leben lassen.“

Das Mädchen sah auf seine Uhr. Es war halb zwei. Sie schaltete das Radio ein, wo die neuesten Nachrichten verlesen wurden. An der Schlucht von Panagra war ein Konvoi beschossen worden, der griechische Soldaten transportierte. Es waren Einheiten, die aus der Gegend von Paphos kamen. Sie waren aufgelöst und die Strasse war völlig frei.

„Der arme Christaki“, sagte Hüsnü. „Während er sich bemüht, seine Frau und seine Töchter zu retten, verliert er seine Söhne.“

Christakis Frau kam ihm auf dem Heimweg entgegen. „Wo bist du gewesen? Die Polizei sucht nach dir. Sie wollten mir nicht sagen, warum. Sie rufen um vier Uhr nochmal an.“

Christaki schaltete den griechischen Radiosender ein. Die heldenhaften griechischen Kräfte hatten Panagra bis zum letzten Blutstropfen verteidigt, waren aber wegen der Übermacht der Flugzeuge besiegt worden. Das war eine unumstössliche Tatsache, so schmerzlich es war.

„Sind die Jungs heute vorbeigekommen oder haben angerufen?“

„Haben sie nicht,“ sagte seine Frau.

„Keiner von ihnen?“

„Keiner von ihnen,“ antwortete seine Frau. „Warum fragst Du nach den Kindern?“

„ich mache mir Sorgen um die Jungs“, sagte er ärgerlich. „Um die Jungs mache ich mir Sorgen.“

In diesem Moment klingelte das Telefon. Er nahm den Hörer ab.

„Hallo,“ sagte er, „Christaki hier.“

„Wir haben Sie gesucht, Herr Christaki“, sagte die Stimme am Telefon, „wegen Ihrer Söhne.“

„Was ist mit meinen Söhnen?“

„Panagra...“ mehr verstand er nicht mehr. Er brach zusammen. Als er zu sich kam, hörte er vom Ende der Schlacht. Seine drei Söhne waren umgekommen.

„Während ich meine Frau und meine Töchter retten wollte, habe ich meine Söhne verloren“, dachte er, „für welche Sünde bin ich so bestraft worden, Mutter Gottes? Für welche Sünde?“

aus : *Ne farkımız var, Gazimağusa/Famagusta 2002*

Mehmet Kansu

geb. 1937 in Istavrokonou=Stavrokonou/Aydoğan im Bezirk Paphos; studierte Pädagogik in Ankara. Veröffentlichte erst Gedichte, Theaterstücke und Übersetzungen. Arbeitete in Zypern als Lehrer, später Beamter im Erziehungsministerium in der Türkischen Republik Nord Zypern. *Sein Stil ist einzigartig unter den türkisch-zypriotischen Prosaschriftstellern, indem die Semantik vieler Wörter von der Situation im Text abhängig ist und dadurch die Texte nur, oft schwerlich, durch die Interpretation der Metaphern zugänglich sind. In der Übersetzung habe ich versucht, die Stimmung wiederzugeben.*

Der Schmetterling in der Glasflasche

Das war die Zeit, in der ich gar nicht merkte, wie meine Füße in den heissen Asphalt von Pissouri⁴ sanken. Meine Augen waren weit aufgerissen. Und mein Herz war ein wilder Vogel, der wie ein Messer gegen meine Kehle drückte. Auf der Strasse, auf der der Bus nach Limassol sich entfernte, rannte ich hinter ihm her. Die Messerschneide an meiner Kehle, in meinen Augen der Schrecken eines Kindes.

In der mittäglichen Hitze wollte ich gern in dem Bus sein, der mich am Strassenrand hatte stehen lassen. „Wollen“ bedeutete in dem Moment „Einsamkeit“. Die Strasse, die sich vor und hinter mir erstreckte, die weissen Häuser an den Abhängen, die Johannisbrotbäume, die Menschen, die ich nicht kannte, der Geruch des Thymians, der mir ab und zu in die Nase

⁴Pissouri ist ein Dorf in der Nähe von Limassol

stieg. Und der Tag, an dem sich in mein Bewusstsein das in einen schwarzen Mantel gehüllte Wort „Einsamkeit“ grub.

Allein bleiben, verlassen sein, die Einsamkeit fühlen, oder ihre Umstände, ihre Ankündigung. Die Flügelschläge eines Schmetterlings, der in eine Glasflasche gesperrt ist. Die Mitleidlosigkeit in den Mauern eines Palastes aus Glas. Die lautlose Eintönigkeit, die vergeblichen Bewegungen, der Tod, der gestorben wird vor dem Sterben.

Der Bus ist aus meinem Blick verschwunden. Er kennt den Weg. Wer ihn nicht kennt, bin ich. Hier irgendwo sollte ein Dorf sein, mit vielen Johannisbrotbäumen. Der Geruch des Johannisbrots, seine Farbe, sein Schatten. Erst später sollte ich erfahren, welche Stachel mich in dem Schatten, den er auf die Erde warf, erwarteten.

Auch als ich in das Dorf kam, war ich allein. Ohne vorher zu wissen, wieviele Meilen ich bis zu dem Dorf zu gehen hatte, nach wie langer Zeit ich das Dorf erreichen sollte, ohne zu wissen, was für ein Dorf es war, ohne seine Menschen zu kennen. Auf dem Rücken den Ranzen, so maschierte ich dahin. Jedes Rascheln, jeder Röhricht, jede Senke, jedes Gestrüpp mit furchterregenden wilden Wesen, das Jammern des Teufels mit seinen Schluchzern verschlug mir den Atem, das Gegenteil der in der Wiege schaukelnden Einsamkeit, nämlich „Angst“.

Der Schmetterling, eingeschlossen in der Flasche, er schrieb das Gedicht von der Einsamkeit und der Angst. Die unsterbliche Seele des Schmetterlings fiel mit ihren glänzenden Tupfern hinein in das Gedicht. Jedoch nach einiger Zeit würde der lebhafteste Körper ermüden und herabfallen. Das Gedicht war auf die durchsichtige Wand der Flasche geschrieben.

Als das Kind im Dorf war, gab es dort Bäume, die Menschen, die Dornen unter den Bäumen. In seinem Gesicht schien eine gelbliche Sonne: die Unmöglichkeit, dass seine Mutter ihn küsste.

Manchmal konkretisierte sich vor seinen Augen eine Sanduhr in ihrer ganzen Wirklichkeit. Die Sandkörner, die durch die feine, schmale Öffnung der Schwerkraft folgten, sich ihrem Ende neigend, auf einen toten Haufen fallend, in der Barmherzigkeit einer erschreckenden Stille. Das war die Zeit, die blieb und siegte. Nicht zuende gehend, die nicht anzuhalten war, die nicht älter wurde, nie!

So wie die Gedichte, die der Schmetterling an die Innenseite der Flasche geschrieben hatte. Vielleicht waren diese Gedichte die weissen Blumen, die lautlos in das Meer des weiten, schwarzen Schicksals des Schmetterlings entlassen wurden.

Wie ein poetischer Text Traurigkeit hervorrief

Das kleine Arbeitszimmer war seit Jahren kaum noch geöffnet worden. Und wenn es ab und zu mal geöffnet wurde, wurde nur der Staub von den Gegenständen darin, dem Schreibtisch, den Büchern abgestaubt und die Tür wieder geschlossen.

Eines Tages wurde ihre Sehnsucht zu gross. Vielleicht lag es an der Kälte der Nacht. Eine Kraft zog sie zu dem Zimmer. Irgendwie liessen sie die bedrückenden Erinnerungen zögern. Die Erinnerungen, die von überall her auf sie eindringen, verstärkten das Zögern.

Dann öffnete sie doch die Tür des kleinen Arbeitszimmers und betrat es. Ihr Blick wanderte ziellos herum; der Schreibtisch, die Vorhänge, die Sessel, der weinrote Teppich auf dem Fussboden. Dann das Bücherregal hinter dem Schreibtisch. Dann die Bücher, die schon lange die Wärme von Händen vermissten. Die Bücher, die vielleicht die Lautlosigkeit, die Verlorenheit schmerzlich empfanden, aber es nicht sagen konnten.

Dann fiel ihr Blick auf ein Heft, das anscheinend oberflächlich zwischen zwei dicke Bücher gepresst worden war. Das Heft war ihr vorher nie aufgefallen. Lange betrachtete sie das Heft und ging dann langsam zum Bücherregal. Sie zog das Heft zwischen den zwei dicken Bänden heraus. Die äusseren Ränder waren leicht vergilbt.

In dem Heft befanden sich handgeschriebene Texte, Gedichte, Anfänge von Kurzgeschichten, Notizen. Einige waren durchgestrichen, geschwärzt, zwischen manche Zeilen waren kleine Anmerkungen gequetscht.

Während sie die Seiten des Heftes langsam umblätterte, fiel das Heft von selbst in der Mitte auseinander. Darin sah sie einen schneeweissen, zweifach gefalteten Bogen Papier. Eine Zeit lang blickte sie nur auf dieses Papier. In der Mitte des Heftes, dessen Ränder gelb geworden waren, war das Papier weiss geblieben wie eine Jasminblüte.

Sie setzte sich auf einen Sessel. Oft überkam sie Traurigkeit. Wenn sie es zuliess, kamen mit der Trauer auch Tränen zu Gast. Sie fühlte in dem Sessel, wie die Wolken der Trauer sehr nahe waren. Ganz langsam öffnete sie das gefaltete Blatt. In der Mitte des Bogens sah sie einen Text, der anscheinend schon vor langer Zeit geschrieben worden war. Ein Prosatext. Oder auch eine Art Gedicht?

„Ich wollte, dass deine Augen leuchten. Wieviele Jahre waren sie in die Räume voller Traurigkeit eingesperrt! Aus einem dunklen Wald bin ich zu dir gekommen. Nicht wirklich gekommen bin ich zu dir. Ich bin geflossen. War das wirklich ich, der sich dir näherte? Oder war das ein Ich, das über mich herausragte? Bevor ich zu dir ging, waren meine Traumwege versperrt. Als ich zu dir ging, öffneten sich die Wege plötzlich. Es waren die Traurigkeit und die Einsamkeit, die diese Wege öffneten. Ich kam zu dir mit der Müdigkeit von vielen Jahren auf meinen Schultern. Es war da ein zitterndes Licht, das sich in die unbeweglichen Schatten deiner Augen geflüchtet hatte. Als ich dieses Licht sah, wuchs Hoffnung in mir. Als ich die Hände ausstreckte, um nach dir zu greifen, fiel ich in einen unbegrenzten Raum. Es war wie die Reise zu einem Planeten. Während ich in der Leere schwebte, blieb das Licht, das ich in deinen Augen eingefangen hatte. Es wurde kleiner und kleiner, ein Punkt blieb zurück, aber es war immer noch da, das Licht. Es waren die Lieder, die die Tugend reflektierten. Vielleicht war ich aus dem dunklen, kalten Wald gekommen um diese Lieder zu hören. Und du, du warst schön mit dem Licht. Die Reise zu dir war um dein Licht einzufangen und dein Schönsein zu erwecken. Eine lange Reise war es. Wie in der Dunkelheit ohne Schwerkraft zu schweben...“

Der Text auf dem weissen Papier hörte plötzlich auf wie abgeschnitten. Lange blieb sie im Sessel sitzen. Ob seine Seele noch hier in der Leere schwebte? Und konnte er das Licht sehen?

Langsam öffnete sich die Tür des kleinen Arbeitszimmers. Ein Schmetterling mit schwarzen Punkten, seine Flügel mit gelblichem Staub schwebte in das Zimmer mit dem Wind der Trauer. Er flog im Zimmer herum und setzte sich dann auf die Hand des Menschen im Sessel. Manchmal lud die Trauer die Tränen zu Gast.

aus: *Bir elin sıcaklığını çaldım, Nikosia 1995*

Ali Nesim

geb. 1941, in Templos bei Kyrenia/Girne, gest. 2014. Studierte Philosophie und Sozialwissenschaften in Ankara. In Zypern Lehrer an Grundschule und Gymnasium. Professor an der Universität des Nahen Ostens in Famagusta. Er schreibt auch Kurzkurzgeschichten. *Zur Frage dieses Genres s. Scharlipp, W.: Zur Kurzkurzgeschichte in der modernen türkischen Literatur. Versuch einer Genre-Bestimmung. Asiatische Studien, Études Asiatiques LXII 4 (2008), S.1071-1083*

Der Kunstliebhaber

Ein Künstler (!) und ein Kunstliebhaber (!) waren in ein intensives Gespräch vertieft. Wer von beiden hatte die grösste Zuneigung zur Kunst?

Schliesslich setzte einer den Schlusspunkt. Er sagte: „Ich bin ein Kunstliebhaber. Ich lasse kein einziges Konzert aus.“ Der andere antwortete: „Das heisst, du applaudierst dein ganzes Leben lang.“

Der Tierfreund

Wütend lief er dem Hund hinterher, der schnell auf die Strasse rannte und zwischen den Autos verschwand. So geht das Schicksal; der Mann wurde überfahren, der Hund entkam.

„Hunde sollten nicht auf der Strasse sein, die Strasse ist nicht für Tiere da.“ Deshalb konnte er Strassenkötter nicht ausstehen. Er sah sie als Feinde.

Der Vorfall wurde mit folgenden Worten in der Zeitung berichtet: „Während ein Tierfreund versuchte, einen Hund zu retten, geriet er unter ein Auto und kam ums Leben. Das Fahrzeug, das den noch nicht identifizierten Tierfreund tötete, konnte noch nicht gefunden werden.“

Die Beerdigung des unbekanntes Mannes wurde von der „Vereinigung der Tierfreunde“ übernommen.

Die Haare der Königin sind zu sehen

Ich warf das Unkraut weg, das zwischen den duftenden Blumen wuchs. Mir war ganz anders im Kopf. Ich nahm meine Mütze ab. Solch eine Hitze an einem Wintertag hatte ich nicht erwartet. Die Sonne zeigte sich zwischen den Wolken auf dem Yüzbirevler Hügel. Sie fiel auf goldgelbe Kuppen. Vergeblich, heute würde ich keine gute Laune mehr kriegen.

Auf einmal kamen mir diese Worte in den Sinn: „Die Haare sind zu sehen“. Eine tausend Jahre alte Sage wurde in meinem Kopf lebendig.

Meine Mutter hatte mir erzählt: „Auf dem Yüzbirevler Hügel lebte eine wunderschöne Königin. Aber sie war einsam und traurig. Manchmal verbrachte sie ihre Zeit damit, ihre langen blonden Haare vor einem bestimmten Fenster des Palastes zu kämmen. Oder sie ging hinaus und machte einen Spaziergang im Wald.“

In diesen Bergen gab es auch einen Ziegenhirten. Er spielte zwar wunderschön Flöte, aber er war so unglaublich hässlich, dass niemand ihn von nahem sehen wollte.

Wie man sich erzählt, war die Königin vom Zauber der Flöte gefangen und blieb nicht nur bei dem Hirten sitzen, sondern verliebte sich in ihn. Sie begegneten sich nun sehr oft. Viele Nächte verbrachte die Königin mit dem Hirten, dessen Hände, Füße und Brust mit Haaren bedeckt waren, wie die eines Bären und der genauso stank wie seine Ziegen.

Die Zeit kam, die Zeit ging...

Die Königin gebar ein Mädchen. Auch das hatte goldgelbe Haare und himmelblaue Augen. Als sie fünfzehn, sechzehn Jahre alt war, war sie schöner als ihre Mutter. Das Mädchen ging oft nach draussen und im Wald spazieren und pflückte Tulpen und Narzissen. Die Königin ermahnte sie, sich nicht zu weit vom Palast zu entfernen.

Als das Mädchen eines Tages aus weiter Ferne die Stimme der Flöte hörte, wurde sie neugierig und ging immer weiter, bis sie den Hirten fand. Von jenem Tag an trafen sie sich immer wieder.

Eines Tages bemerkte die Königin an ihrer Tochter eine gewisse Veränderung und fragte sie danach. Das erzählte das Mädchen. Sie erzählte von dem hässlichen Hirten in den Bergen und dass sie sich in ihn sehr verliebt habe.

Als die Königin das hörte, warf sie erst ihren Kamm aus dem Fenster und sprang dann hinterher hinunter auf die Felsen.

Diese Sage wird immer noch in dem Dorf Templos/Zeytinlik erzählt. Yüzbirevler nennen wir die Festung St.Hilarion⁵ und das Fenster auf der Südwest-Seite nennen wir „das Fenster der Königin“. Und wenn in den Wintertagen die goldgelben Sonnenstrahlen durch die Wolken kommen, können die Leute nicht anders als zu sagen: „Nun erscheinen wieder die Haare der Königin“.

(Ich widme diese fortlebende Sage dem Andenken an meine Mutter)

Ich war´s, der es getötet hat, und mit einem einzigen Schlag

Es sass genau vor mir, genau unter meiner Hand. Ohne einen Augenblick zu zögern hob ich meine Hand und „patsch!“

Mit einem einzigen Schlag habe ich den Schlingel getötet. An dem Tag hatte ich im Garten gearbeitet, dass mir der Schweiss in Bächen mein Hinterteil runterfloss. Als mir bewusst wurde, wie hungrig ich geworden war, ging ich in die Küche, zog mir einen Stuhl unter den Hintern und setzte mich an den Tisch. Meine Frau kennt meinen Hunger und stellte einen gut gefüllten Teller vor mich hin. Gerade als ich mich darüber hermachen wollte, setzte es sich genau vor mich. Mir platzte der Kragen, ich hob meine Hand und „patsch!“ Mit einem Schlag hatte ich den Schelm getötet.

Das kleine Ding war nicht grösser als zwei oder drei Millimeter, mehr oder weniger. Es musste herbeigeflogen sein. Was wollte es? Was hatte es auf meinem Tisch zu suchen? Glaubt nicht, dass ich gross darüber nachgedacht habe. Ganz ohne Absicht, unfreiwillig, ohne nachzudenken hob ich die Hand und „patsch!“ Mit einem einzigen Schlag habe ich den Schelm getötet.

Dabei war er sicher nicht mehr als zwei bis drei Millimeter lang, mehr oder weniger. Es war kein Insekt von der stechenden oder Blut saugenden Sorte. Es war auch kein Insekt von der Art, die Bazillen verbreitet wie die Fliegen. Es hatte auch nicht die Absicht, sich über mein Essen herzumachen. Sogar wenn, also im Falle dass es das essen würde, dann würde es mindestens 100 000 Jahre brauchen, um die Portion auf meinem Teller aufzuessen. Es war auch kein Dieb, kein Bankräuber, kein Sexualverbrecher. Es war ganz einfach es selbst, ein winziges Käferlein. Ohne an etwas von all dem zu denken, hob ich die Hand und „patsch!“ Mit einem einzigen Schlag hatte ich es getötet.

Wenn ich mich verteidigen wollte, würde ich wie die anderen Menschen sagen: „es hat Selbstmord begangen; was kann ich dafür?“ und würde mich aus der Verantwortung stehlen. Aber das war nicht seine Absicht gewesen, auch wenn es nur ein Käferchen war, hatte es sich nicht entschieden zu sterben.

⁵St.Hilarion ist eine Burgruine, ursprünglich ein Kloster erbaut um das Jahr 1000, im Pentadaktylos-Gebirge, auf einem Gipfel nahe Kyrenia. Das einzige gut erhaltene Fenster wird das „Fenster der Königin“ genannt. Es wird auf einer Briefmarke aus der Kolonialzeit (1928) abgebildet.

Es war klar, dass das nicht meiner Verteidigung dienen konnte...Auch wenn ich nur ein Käferchen getötet habe, bin ich doch ein Mörder. Denn es war ich, der es getötet hat, und nur mit einem einzigen Schlag.

aus: Yaşamın güzelliklerini keşfedin, Nikosia 2006

Feridun Arif

geb. 1935 in Poli, ein Dorf im Bezirk Paphos; Grundschule dort, dann Gymnasium in Nikosia

Bei dem unten genannten Hafen kann es sich nur um den Hafen von Kyrenia handeln, der der einzige echte alte Hafen in Zypern ist und an dessen Kaimauern Cafés und Restaurants sind.

Zwei alte Freunde

Grossvater Nuri sehnte sich so sehr danach, einmal zum Hafen runterzugehen um dort einen Kaffee zu trinken und hatte seinem Enkel gleichen Namens wochenlang in den Ohren gelegen. Der fast Neunzigjährige brachte seinen Wunsch dem Enkel gleichen Namens – Nuri – energisch vor. An einem sehr schönen warmen Frühlingstag, nachdem der alte Nuri sich in Schale geschmissen hatte, brachte ihn der Enkel, wie versprochen, zum Hafen. Schon lange war es her, dass der Grossvater seine Frau verloren hatte. Nun war er bereit im Sommeranzug und mit weissem Strohhut auf dem Kopf.

Der gleichnamige Enkel setzte seinen Grossvater an die schönste Stelle des Hafens. Weil er den Kopf wegen seiner Sklerose kaum bewegen konnte, konnte er nur wenig von den Vorbeigehenden sehen, sondern blickt stets geradeaus auf den Hafen. Nuri Bey war früher Beamter gewesen, nun Rentner, nachdem er sechzig Jahre für den Staat gearbeitet hatte.

Es gab eine andere Person, die sich den Hafen ansehen wollte, jemand – so wie der dort arbeitende Kellner erzählte – in letzter Zeit täglich kam; Nail Bey, der sich ebenfalls dort eine gemütliche Kaffeepause gönnte. Es war seine Enkelin, Naile, die ihn auf dem Weg zur Arbeit dorthin brachte und auf seinen Platz setzte.

Was wir über Nuri Bey sagten, galt auch für Nail, kurz gesagt, er war Beamter gewesen, jetzt Rentner, trug einen Strohhut usw. Beide waren Jahrgang 1930 und hatten alle Kriege auf der Insel erlebt. Sie hatten früher das islamische Gymnasium Zypern besucht, aber waren sich dann die ganzen Jahre nicht mehr begegnet. Sie waren Freunde gewesen, waren in derselben Klasse gewesen und hier sassen sie nun mit zwei Tischen zwischen ihnen und soweit ihre Sklerose es erlaubte, konnten sie nur ein klein wenig den Kopf drehen, ein paar Vorbeipassierende sehen und ansonsten geradeaus auf den Hafen blicken und somit nur

einen kleinen Ausschnitt von der Welt um sie herum sehen. Aber wenn das gute Wetter es erlaubte, kamen sie jeden Tag an ihren Platz.

Manche Tage gab es niemanden, der vorbeikam. Beide empfanden das gleiche, fühlten sich vergessen und sehnten sich nach einem Gespräch. Die Enkel setzten den einen Grossvater weiter nach links, den anderen nach rechts, und nur am Rande des Gesichtsfeldes konnte der eine den anderen wahrnehmen.

So ging es Tage lang, Wochen lang. Sobald der Enkel Nuri seinen Grossvater Nuri gebracht hatte, erschien auch Nail. Dass der Enkel Nuri und die Enkelin Naile ihre Grossväter mehr oder weniger regelmässig brachten, hatte zur Folge, dass auch die beiden sich kennen lernten. Eines Tages, als beide zurück zu ihrem Wagen gingen, kamen sie auf die Idee, dass sie ihre Grossväter miteinander bekannt machen sollten. Aber aus irgendeinem Grund vergingen wieder einige Wochen, bis sie es einfädelten.

Vielleicht lag es am Alter, jedenfalls waren die Grossväter überhaupt nicht damit einverstanden, dass sie auch nur um einen Millimeter ihren Sitzplatz verändern sollten. Die beiden fast Neunzigjährigen sassen starr auf ihren Plätzen, den weissen Strohhut auf dem Kopf, den Krückstock zwischen den Knien, die Hände auf den Stock gestützt. Es fiel ihnen im Traum nicht ein, dass sie sich vielleicht kannten, sogar alte Freunde sein könnten.

Eines Tages beschlossen der junge Nuri und die junge Naile, die sich inzwischen näher gekommen waren, die Position der Tische zu ändern, sodass die beiden Grossväter sich gegenüber sassen. Zunächst kam der Enkel Nuri wie üblich, mit Nuri Bey untergehakt. Aber dieser war überhaupt nicht mit der neuen Stellung des Tisches einverstanden und bestand darauf, ihn wieder so hinzustellen, wie er vorher stand. Tische und Stühle waren so hingestellt, dass sie geradezu diejenigen, die dort sassen einluden, ein Gespräch anzufangen. Aber Nuri beschwerte sich bitterlich, dass es ihm unmöglich sei, sich umzudrehen und auf das Meer hinauszublicken.

Wenig später kam Naile mit Nail Bey untergehakt und auch der begann gleich, sich darüber zu beschweren, dass er die See nicht sehen konnte und meinte, es sei völlig sinnlos so zu sitzen. Darüber, dass er in seinem Gesichtsfeld ausschliesslich einen Fremden sitzen hatte, war Nuri Bey fürchterlich wütend.

Die beiden Enkel hatten ihnen die Jackets über die Schultern gelegt und betrachteten die beiden aus der Ferne, ohne sich das anmerken zu lassen. Nachdem Nuri Bey den letzten Schluck Kaffee aus seiner Tasse geschlürft hatte, hob er den Kopf, betrachtete Nail Bey eine Zeit und nachdem sie sich eine zeitlang in die Augen gesehen hatten, sagte Nuri Bey zu Nail Bey mit erstickter Stimme: „Nail!Mensch, bist du das?“

Nail verstand zuerst nicht, was vor sich ging und gerade als er versuchte, sich zur Seite zu drehen, merkte er, was los war und rief atemlos: „Mensch Nuri, bist du das etwa?“

Wochenlang hatten sie nebeneinander gesessen und wegen ihrer Steifheit im Nacken nicht miteinander gesprochen, sich nicht erkannt, nicht über alte Zeiten geredet. Aber jetzt riefen sie aufgeregt den Kellner zu sich, liessen die Tisch zusammenrücken und verloren sich im Gespräch.

Die Enkel Nuri und die Enkelin Naile, die aus einiger Entfernung zusahen, hatten schon seit mehreren Wochen ihre Beziehung gefestigt. Nuri erzählte Naile, dass Nuri Grossvater sich vor Freude fast überschlagen hatte, als er ihm erzählte, dass sie heiraten würden.

Die beiden im Alter so fortgeschrittenen Männer beschlossen sofort, die Hochzeitsvermittler zu sein. Hätten die beiden den Kopf drehen können, hätten sie sehen können, wie Naile und Nuri auf sie zukamen und hätten gedacht: „So soll es sein!“

Ich bin im gleichen Alter wie die beiden und auch ich denke, ja, warum sollte es nicht so sein?

aus: Su gibi, Nikosia 2017

Derviş Özer

wurde 1964 im Dorf Abohor in der Nähe von Nikosia geboren. Er studierte Medizin in Ankara, wo er eine gynäkologische Praxis hat. Er ist Maler, Bildhauer und Schriftsteller und hat neben gynäkologischen Fachbüchern auch Erzählungen veröffentlicht, die auf seine Erlebnisse als Zehnjähriger während der Invasion in Zypern zurückgehen.

In der folgenden Erzählung habe ich in der Überschrift den türkischen Vornamen „Barış“ in seiner deutschen Bedeutung „Friede“ verwendet.

Sein Name sei „Friede“

Das Feuer sahen wir und das Blut...wir spürten den scharfen Geruch von Blut und Verbranntem in unseren Lungen. Wir sahen Egoismus. Die Angst, Verrat und Tod haben wir gesehen. In der Hitze des Sommers haben wir die Kälte bis ins Mark gespürt. Und Geburt haben wir gesehen, Leben und Bitterkeit haben wir gesehen.

Alles war mit Staub und Rauch bedeckt, Stimmen von Feuer, Bomben und Gewehren. Es waren noch fünf Minuten bis zum Waffenstillstand. Die Räume im Haus neben der Moschee waren voll von Verletzten. Überall trat man in fliessendes Blut. Die Hälfte des Daches war von Bomben weggesprengt. Menschen liefen ziellos umher. Einige sassen in den Ecken und weinten, da waren Kämpfer und Zivilisten, die versuchten, ihre Wunden zu bedecken und sich vor Schmerzen krümmten. Ein bisschen weiter krümmte sich eine schwangere Frau und schrie. Die Laute von Bomben und Gewehren unterdrückten ihre Schreie. Zwei Frauen liefen zu ihr hin. Es war, als erlebe man in diesem Gebäude die Hölle. Die ältere Frau wusch in einer Metallschale ihre Hände. Sie beugte sich zwischen die Beine der schwangeren Frau. Als wolle sie die Beine der Frau vor den vielen Leuten verbergen, drehte sie sich ganz zu ihr

und streckte ihre Hände zwischen die Beine. Sie stand auf, Blut tropfte von ihren Händen. Sie sagte: „Es kommt.“

Einige der verwundeten Kämpfer kamen herüber. Vielleicht war einer davon ihr Mann. Sie hoben die Frau hoch, einer so, als ob sie auf einem Stuhl sitze. Ein anderer drückte auf ihren Bauch. Damit andere in ihrer Umgebung nicht zusehen konnten, hoben sie eine Decke hoch. Das Gesicht der Frau war über dem Rand der Decke zu sehen. Perlen von Schweiß flossen von ihrer Stirn. Unter dem unteren Rand sah man die Beine der Schwangeren und den Rücken der alten Frau. Die Alte sass zwischen den Beinen der Gebärenden und blickte nach oben.

Die Frau stiess einen grellen Schrei aus, sie biss einem der Kämpfer, der sie hielt, in den Arm. Die alte Frau wurde aufgeregt. Sie spülte eine Hand in dem Wasser ab und griff wieder nach oben zwischen die Beine der Gebärenden. Sie zog. Sie zog und fiel zusammen mit einem violett-rotem Baby auf den Boden. Eine andere Frau beeilte sich und nahm das Kind. Das Weinen des Kindes übertönte die Laute der Bomben und Kugeln. Nach und nach brachte das anhaltende Weinen des Babys ein Lächeln sogar in die Gesichter der Verwundeten. Man wickelte das Kind in eine Decke und legte die Frau auf den Boden.

Das Lächeln auf den Gesichtern der Verwundeten dauerte nur kurz. Ein Mann kam aufgelöst in das Gebäude gerannt und rief, dass die griechischen Soldaten das Dorf eingenommen hätten und das Gebäude sofort geräumt werden müsse. Der Raum war auf einmal leer. Die Frau nahm das Kind, das in eine Decke gewickelt war. In die Arme und lief auch los, ohne das Kind erst zu säugen und mit dem Blut, das an ihren Beinen herablief.

Wohin und wie sollte sie überhaupt laufen? Sie mischte sich unter die Menge. Mit eiligen Schritten ging sie, hinfallend, wieder aufstehend, durch Bäche, über Hügel. Zwei Stunden lang liefen sie. Sie musste sich etwas ausruhen, wollte das Baby säugen. Sie setzte sich hin. Sie öffnete die Decke, die sie mit den Armen umschlungen hielt...da war kein Baby...! Sie hob ihre Kleider hoch und sah an ihrem Leib hinunter. Das Baby war nicht da. Hatte sie phantasiert? Sie betrachtete das Blut, das an ihren Beinen hinablief, nein, es war Wirklichkeit. Wieder und wieder durchsuchte sie die Decke. Kein Kind! Es dunkelte inzwischen. Bomben und Gewehrschüsse hatten aufgehört, weil man sich auf einen Waffenstillstand geeinigt hatte.

Ein Schrei zerschnitt das Dunkel: „Mein Baby...!!“ Allen Flüchtlingen sträubten sich die Haare. Die Frau lief barfuss zurück in die Richtung, aus der sie gekommen war. Während sie rannte, fragte sie alle, die ihr entgegen kamen, nach ihrem Baby. Wie eine Wahnsinnige lief sie, immer wieder hinfallend, wieder aufstehend. Da war kein Baby. Sie liess sich auf den verbrannten Boden fallen und weinte.

Irgendwo kamen aus dem Dunkel ein alter Mann und eine Frau und drei Mädchen. Auf einmal blieben sie stehen. Das Weinen eines kleinen Kindes drang an ihre Ohren. Sie gingen fünfzig Meter weiter, dann sahen sie einen schwarzen Schatten auf der Erde und blieben stehen. Ja, da weinte ein Baby. Und es war splinternackt. Es lag im Dreck auf dem Bauch. Es entfuhr ihnen ein „bismillah“, sie bückten sich, sahen, dass es ein Junge war. Der alte öffnete sein Hemd und brachte es eilig seiner Frau und den Mädchen. Bald erreichten sie ein

Dorf, wo sie Milch bekamen und das Baby fütterten. Sie verbreiteten die Nachricht und warteten, dass sich jemand melden würde.

Die Brüste der Mutter waren geschwollen, als wollten sie platzen. Wann immer sie eine Kinderstimme hörte, begann sie zu zittern. Nachts sah sie ihr Baby im Traum. Die Tage vergingen, sie mochte nicht essen, nicht trinken. Wie verwirrt ging sie von Tür zu Tür und fragte nach einem neugeborenen Baby. Genau an dem Tag, an dem sie endgültig dachte, nun würde sie sterben, hörte sie ein Baby weinen, als eine Tür geöffnet wurde. Ein alter Mann hielt ein Baby auf den Armen. Sie riss fast das Kind an sich, küsste und küsste es, und noch auf der Türschwelle steckte sie dem Kind eine ihrer schmerzenden Brüste in den Mund und liess es trinken, während sie weinte. Auch der alte Mann begann zu weinen.

Wir haben das Feuer gesehen. Wir haben die Angst, den Tod, Verrat, Hoffnungslosigkeit gesehen. Aber gleichzeitig haben wir auch Geburt und Hoffnung gesehen.

Datum der Geburt: Dritter Tag des ersten Angriffs

Geburtsort: Çatoz

Geburtszeit: Fünf Minuten vor Waffenstillstand

Geschlecht: männlich

Name: Barış

aus: Ona selam söyle, Nikosia 2013

Gürgeç Korkmazel

geb. 1969 in Paphos, umgesiedelt nach Lysi im Norden 1974. Nach mehreren Jahren in der Türkei und Grossbritannien, seit 2003 wieder in Zypern. Er ist Herausgeber von Büchern und Zeitschriften und hat mehrere Bände mit Gedichten und Erzählungen veröffentlicht. Auffallend in seinem Werk ist die Ironie.

Liebe im Auto

Es scheint kein Mond. Nicht einmal eine Strassenlampe. Unter einem dunklen Baum in der abgelegensten Ecke eines grossen Parkplatzes sitzen sie in einem hellen Auto. Im Autoradio sagt eine rauhe Stimme die Wettervorhersage für morgen durch.

“Kannst du mir sagen, was mit deinem Auge passiert ist?”

“Nichts.”

“Ach so, nichts; durch Nichts ist es blau geworden?”

“Es war ein Unfall...”

“Was für ein Unfall?”

“Mein Mann war das.”

“Primitiver Kerl!”

“Nein, nein, nicht was du denkst...”

“Wie dann?”

“Das ist im Bett passiert.”

“Wie?”

“Er hat mich ausversehen gestossen.”

“Gestossen?”

“Wir haben etwas gespielt, da ist es ausversehen passiert.”

“Gibt es ein Problem in eurer Ehe?”

“Ab und zu gibt es ein Problem in jeder Ehe.”

“Dann hat sich das zwischen euch wieder eingerenkt?”

“Damit eine Ehe gut läuft, muss man manchmal von seinem hohen Ross steigen und vor allem nicht unbedingt die Augen aber die Ohren schliessen. Man muss vom hohen Ross runtersteigen, das Gift runterschlucken und sich wieder einander nähern. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.”

“Ok, und wo bleibe ich da?”

“Es ändert sich nichts. Wir machen weiter wie bisher.”

“Das heisst, also bummsen wir weiter auf Autoparkplätzen, in Strassennischen, in Hotelzimmern, in denen wir uns treffen...”

“So wie du das sagst, hört sich das überhaupt nicht nett an.”

“Nein, das finde ich auch.”

“Ich verstehe nicht. Was willst du denn ? Dass ich mich von meinem Mann trenne? Und den Rest meines Lebens mit dir zusammen lebe?”

“Nein.”

“Ja, was denn dann?”

“Ich bin diese Heimlichtuerei und diesen Stress leid.”

“Mich bist du wohl leid, du hast genug von mir und schiebst jetzt meine Ehe vor.”

“Ich bin dich nicht leid. Ich brauche dich. Du gibst mir Freude und ich will dich viel öfter sehen.”

“Ich weiss, aber da ist nichts, was ich tun kann. Ich kann mich nicht so leicht scheiden lassen.”

“Ok, was schlägst du dann vor?”

“Hast du niemanden, den du magst? Nimm dir ein süßes Mädchen, heirate sie, schluck die Kröte und dein Zorn wird verschwinden. Und währenddessen sehen wir uns weiter, so wie bisher. Wenn beide Seiten verheiratet sind, kehrt mehr Ruhe ein.”

“Das geht nicht; jedenfalls für mich nicht.”

“Wieso?”

“Ich kann nicht zweigeteilt leben. Ich kann mich dem Menschen gegenüber, mit dem ich zusammenlebe, nicht so verheuchelt verhalten. Das passt nicht zu meinem Charakter. Für mich ist wichtig, wahrhaft und ehrlich zu sein.”

“Ojeh, ojeh, das tut weh! Solche Kavaliere wie dich gibt’s immer noch? Das ist doch eine ausgestorbene Rasse.”

Sieh nicht in die Ferne, sieh nur hier in die Nähe! Ich bin hier, gleich neben dir; ich bin voller Verlangen und jetzt gleich kannst du mit mir machen was du willst...was willst du denn mehr? Lebe den Moment, wisse das zu schätzen, was du in der Hand hast.

Sie berührten sich einander. Sie liebkosten die Stellen, die von der Kleidung nicht bedeckt waren. Süe küssten sich. Sie rollten sich auf die hintere Sitzbank.

Die Frau legte sich auf den Rücken, hob ihren Rock, zog ihren Schlüpfer aus.

Der Mann öffnete seinen Reissverschluss...Gerade als er in die Frau glitt, wollte sie nachsehen, dass niemand sie beobachtete. Und als sie den Kopf hob, blickte sie direkt in die Augen des Fotografen.

JuJus Garten

Wir sitzen unter dem Zitronenbaum, der gerade Wasser bekommen hat, in JuJus Garten. Unter unseren Füßen Minze, deren Duft vom Boden aufsteigt, wenn man darauf tritt. Hier und dort fallen Sonnenstrahlen durch die Blätter des Baumes auf uns.

Zusammen mit June sind wir sechs Personen. Wir sind alle hier zusammen. June kam aus einem fernen Land hierher, einem Traum nachlaufend. Sie weiss noch nicht, ob er Wirklichkeit werden wird. (Eigentlich ist June nicht einmal ihr richtiger Name; ihren richtigen Namen wissen wir gar nicht.)

Einer trinkt Wein, andere Tee, manche rauchen Gras. Spiros zupft auf den zwei Saiten eines traditionellen chinesischen Musikinstruments, dessen Namen wir nicht aussprechen können.

Wir sind von Ernsthaftigkeit weit entfernt. Irgendwie endet jeder Satz mit Gelächter. Wenn wir lachen, wackeln die Stühle, auf denen wir sitzen und graben sich immer tiefer in den Boden.

(Manche versuchen, ihren Entschluss zur Trennung zu verbergen, manche ihre sexuelle Neigung, manche ihre Ohren, die sie für zu gross halten, einige versuchen, wenigstens einmal so zu tun, als seien sie nicht chronisch scheinheilig, andere versuchen, ihre dritte Brust zu verbergen, andere wollen verbergen, dass sie dabei sind, den Verstand zu verlieren...)